



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE MISSION

Sommersemester 2025

PREDIGTEN

Gerechtigkeits-Mission

Jesaja 42,1–9

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Levin

Trinitatis, 15.06.2025

Liebe Gemeinde,

„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Jh 20,21), sagt der Auferstandene Jesus am Schluss des Johannesevangeliums zu den verzagten Jüngern. Am Schluss des Matthäusevangeliums steht der Missionsbefehl: „Gehet hin und lehret alle Völker. Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Mt 28,19) – die älteste volle Erwähnung der Trinität. Das Christentum ist von Anfang an eine missionierende Religion gewesen. In Matthäus 10 ist Jesus die Aussendungsrede in den Mund gelegt worden. Sie enthält schon Verhaltensregeln für die Boten. Auch Paulus sah seine Aufgabe als Apostel in der Mission. Das Wort „Apostel“ bedeutet „Sendbote“, also „Missionar“. Wenn die Kirche „auf den Grund der Apostel und Propheten“ (Eph 2,20) erbaut ist, besagt das, dass sie aus der Mission hervorgegangen ist und dass Mission ihre Aufgabe ist. Es gibt keine lebendige Kirche ohne Mission.

Und die Ausbreitung geht weiter. Das Christentum ist heute die am stärksten wachsende Weltreligion. Das gilt vor allem in Afrika, in Südamerika und in Teilen Asiens. Korea ist im Begriff, ein christliches Land zu werden. Meine eigene Kirche, die Herrnhuter Brüdergemeine oder Moravian Church, verbreitet sich im östlichen Zentralafrika von Land zu Land, ohne dass daran irgendeine Initiative aus Europa oder Nordamerika mehr beteiligt wäre. Überrascht höre ich, dass es auch in dem durch Erdbeben erschütterten Myanmar in Asien eine Gemeinde meiner Kirche gibt, wo man keine Christen vermutet. Solche Nachrichten gibt es viele.

Dem steht freilich gegenüber, dass das Christentum in jener Weltgegend, wo es seinen Ursprung hat, weitgehend verschwunden ist. Syrien, Kleinasien und Nordafrika waren in der Antike blühende Zentren. Davon sind nur Reste geblieben, die in der Gegenwart vermehrt unter Druck stehen. Der Versuch der Kreuzritter, diese Entwicklung rückgängig zu machen, hat sie

nur beschleunigt. Auch in Europa sind die Kirchen auf dem Rückzug. Ein wachsender Teil der Bevölkerung hat verblüffenderweise überhaupt kein religiöses Bedürfnis mehr. Denen fehlt nichts, wenn die Kirchen fehlen. Ob das der Gesellschaft gut tut, mögen andere entscheiden. Es ist aber eine Mahnung, dass das Dasein der Kirche keine Selbstverständlichkeit ist. Es ist auch kein Selbstzweck. Unserem Selbstwertgefühl mag es missfallen, wenn die Kirche immer kleiner wird. Wer ist schon gern ein Exot in der Minderheit. Für Gott gilt das aber nicht. Ihm genügen bekanntlich zwei oder drei. Der Grund der Kirche liegt nicht in ihr selbst, und auch ihr Ziel liegt nicht in ihr selbst. Das kann uns angesichts der Entwicklung auch ein bisschen gelassener machen. Und es kann helfen, wenn wir uns fragen, was denn der Sendungsauftrag, den wir Christen nun einmal haben, in der Gegenwart ist.

Dabei sollten wir zwischen Sendungsauftrag und Sendungsbewusstsein unterscheiden. Bei Menschen mit Sendungsbewusstsein habe ich immer Schwierigkeiten, selbst wenn sie nicht mit der Kettensäge tanzen. Wenn mir solche Leute begegnen, trete ich unwillkürlich mehrere Schritte zurück, innerlich wie äußerlich. Neulich ist es mir auf dem Odeonsplatz wieder passiert. Ich habe dem jungen Mann, der mich ansprechen wollte, sofort und reflexhaft die Schulter gezeigt, weiß deshalb nicht, ob er mir einen Handyvertrag andrehen wollte, die Mitgliedschaft in einem Tierschutzverein, oder mir Jesus nahebringen wollte. Ich ertrage das nicht. Manchmal treten solche Missionare auch in Gruppen auf und singen gefühlige Lieder. Dann werden meine Schritte noch schneller. Da sind mir jene Gestalten lieber, die in der Unterführung stumm ihre Heftchen zeigen und die Blicke der Passanten über sich ergehen lassen. Sie halten das für ihre religiöse Pflicht. Wieder andere klingeln an der Wohnungstür, meist zu zweit und sehr adrett gekleidet. Es ist zwecklos, sich auf sie einzulassen. Sie werden nicht verstehen, dass man auch dann ein Christenmensch sein kann, wenn die Welt nicht in sechs Tagen erschaffen worden ist.

Man muss sich nun freilich vorsehen, dass man nicht vor lauter Vorsicht und möglicher Scham ins Gegenteil verfällt und hierzulande auf Mission ganz

verzichtet. Die Milieus, in denen man sich religiös unter Seinesgleichen bewegt, werden kleiner. Da droht auch Vereinsmeierei und Klüngelwesen, und es gerät in Vergessenheit, dass das Evangelium wahr ist, weil es unterschiedslos allen Menschen gilt. Religion ist für Christen keine Privatsache, auch wenn das manche lieber sähen, die der Kirche vorwerfen, sich wie eine NGO aufzuführen. Der christliche Glaube ist nichts für Feiglinge. Aber wie soll man es anfangen? Wie macht man es richtig?

Der Auftrag zur Mission ist eine Besonderheit des Neuen Testaments. Im Alten Testament fehlt er. Das bedeutet nicht, dass das alttestamentliche Judentum sich gegenüber der nichtjüdischen Welt verschlossen hätte. Aber man trat nicht von sich aus nach außen, sondern erwartete, dass andere die Attraktivität des Judentums erkennen und sich anschließen würden: „Die Völker werden herzulaufen, und viele Heiden werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns hinauf zum Berg des Herrn gehen und zum Haus des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir in seinen Pfaden wandeln“ (Mi 4,1–2). Diese Erwartung mag sehr hochgemut gewesen sein und hat sich nur in Grenzen erfüllt. Sie hat aber geholfen, die religiöse Identität zu wahren, und hat den Heiden auch manche Zumutung erspart.

Dessenungeachtet enthält das Alte Testament Hinweise, wie gute Mission zu geschehen hat. Besonders lehrreich ist das erste Gottesknechtslied in Jesaja 42.

Siehe, das ist mein Knecht, den ich halte, und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geist gegeben; er wird das Recht unter die Heiden bringen. Er wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue trägt er das Recht hinaus. Er selbst wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen, bis er auf Erden das Recht aufrichte; und die Inseln warten auf seine Weisung. – So spricht Gott, der Herr, der die Himmel schafft und ausbreitet, der die Erde macht und ihr Gewächs, der dem Volk auf ihr den Atem gibt und Lebensodem denen, die auf ihr gehen: Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und halte dich bei der Hand. Ich habe dich geschaffen und bestimmt zum Bund für das Volk, zum

Licht der Heiden, dass du die Augen der Blinden öffnen sollst und die Gefangenen aus dem Gefängnis führen und, die da sitzen in der Finsternis, aus dem Kerker. Ich, der Herr, das ist mein Name, ich will meine Ehre keinem andern geben noch meinen Ruhm den Götzen. Siehe, was ich früher verkündigt habe, ist gekommen. So verkündige ich auch Neues; ehe denn es sprosst, lasse ich's euch hören.

Dieser Abschnitt aus dem Zweiten Jesaja wurde zu Zeiten sehr unterschiedlich verstanden. Wer ist der Knecht, der hier angeredet wird? Ursprünglich hatte der König das Amt, das Recht aufzurichten und mit dem Recht die Ordnung im Zusammenleben der Menschen und in den Rhythmen der Natur zu begründen und zu bewahren. Das tat er nicht aus eigener Machtvollkommenheit – jedenfalls dem Anspruch nach –, sondern als Sachwalter und Vasall seines Gottes. Bei der Inthronisation wurde der Auftrag dem Gott in den Mund gelegt und als Berufung zelebriert: *Siehe, das ist mein Knecht. Ich habe ihm meinen Geist gegeben, und er soll das Recht unter die Völker bringen.* Dazu verspricht ihm der Gott seinen Beistand: *Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und halte dich bei der Hand.*

Man spürt jedoch, dass es bei dem Knecht, der in Jesaja 42 angeredet wird, nicht um das übliche Königtum geht. Die Fürsorge des Berufenen soll nicht dem eigenen Land und dessen Bewohnern gelten, sondern den Völkern der Welt. Zugleich braucht dieser Knecht in ungewöhnlichem Maß den Beistand seines Gottes: *Er wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen.* Er ist also zerbrechlich, vielleicht schon selbst zerbrochen.

Die Judäer hatten nach der babylonischen Eroberung ihr Königtum verloren und mussten seither selbst jene Aufgabe wahrnehmen, mit der vordem ihr König betraut war. So wurde Israel der Gottesknecht. Nicht der König, sondern das Volk wird angesprochen und beauftragt. Wenn der König aber über das Volk gesetzt war, so konnte das Volk in der Rolle des Königs sich nicht selbst regieren. Deshalb treten in einer sehr merkwürdigen Überhebung die anderen Völker an diese Stelle. Das Gottesvolk, klein und machtlos, wie es war, bekommt die Aufgabe, das Recht in die ganze Welt zu tragen.

Dieser kollektive Knecht soll das auf eine ganz eigene Weise tun: *Er wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue trägt er das Recht hinaus.* Er wird sich zuverlässig an das Recht halten. Er wird sich in seinen politischen Entscheidungen nicht über die Rechtsprechung hinwegsetzen. Man wird sich auf ihn verlassen können. Er wird auf den Rummel der Medien verzichten und sich nicht selbst zur Schau stellen. Er wird seine Fürsorge an erster Stelle den Schwachen widmen, den Geknickten, den an die Wand gedrückten, denen, deren Licht nur noch glimmt. Er wird sich auch seiner eigenen Schwäche bewusst sein. Er wird auf alle Selbstherrlichkeit verzichten, weil er weiß, dass er nur lebt und regiert, weil Gott ihn hält, der allein *die Himmel schafft und ausbreitet, der die Erde macht und ihr Gewächs, der dem Volk auf ihr den Atem gibt und Lebensodem denen, die auf ihr gehen.* Ich brauche nicht zu sagen, wie himmelschreiend dieser Maßstab politischen Handelns in der Gegenwart verletzt wird, wo die Brandstifter das Sagen haben.

Als die frühen Christen verstehen wollten, was es mit dem Kommen Gottes in Jesus Christus auf sich hat, wurde unter anderen alttestamentlichen Texten dieser Abschnitt besonders beredt. Im Matthäusevangelium wird er breit zitiert. Man erkannte das Wirken Jesu darin wieder: Gott hatte ihm seinen Geist gegeben. Er war berufen in Gerechtigkeit. Er schrie nicht und machte keinen Lärm auf den Gassen. Das geknickte Rohr zerbrach er nicht, und den glimmenden Docht löschte er nicht aus; im Gegenteil: „Er hat uns allen wohlgetan, den Blinden gab er das Gesicht, die Lahmen macht' er gehend, er sagt' uns seines Vaters Wort, er trieb die Teufel fort, Betrübte hat er aufgerichtet', er nahm die Sünder auf und an, sonst hat mein Jesus nichts getan“ (Matthäuspasion, Nr. 48 Rezitativ). Dann aber wurde er selbst zerbrochen und ausgelöscht.

Das Ende, das Jesus genommen hat, widersprach der Verheißung: *Er selbst wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen.* Aber an Ostern wurde diese Verheißung erneuert. Und seither gilt sie auch uns. Deshalb wechselte die Zuschreibung des alttestamentlichen Textes ein weiteres Mal: Wir alle sind

berufen, Knecht Gottes bzw. (damit das Folgende nicht missverstanden wird) „des Herrn Magd“ (Lk 1,38) zu sein. Es sind jetzt wir, denen er seinen Geist gegeben hat. Wir alle haben den Auftrag, in Treue das Recht hinauszutragen. Das verpflichtet uns, und muss uns doch keine Angst machen. Denn es gibt ein paar entlastende Bedingungen, die das Gottesknechtslied klar benennt.

(1) Wir sind Knechte, nicht die Herren des Verfahrens. *Ich, der Herr, das ist mein Name, ich will meine Ehre keinem andern geben noch meinen Ruhm den Götzen* und auch nicht meinen Knechten. Gott ist der Herr der Ernte (Mt 9,38). Diejenigen, die er sendet, sind nicht in eigener Sache unterwegs. Das befreit von allem Erfolgszwang. Wir müssen nicht das Gottesreich auf Erden errichten. Es kommt von selbst. Gerade in Zeiten des Mitgliederschwunds, wenn es nicht mehr um die Ausbreitung, sondern geradezu um die Rettung des Christentums zu gehen scheint, ist wichtig, sich bewusst zu halten, dass das Dasein der Kirche kein Selbstzweck ist. Zu Panik besteht kein Anlass.

(2) Der Knecht Christi *wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen*. Er wird keinen Lärm machen und nicht auf die Pauke hauen. Er weiß, dass er von Gott gehört wird, und dass er darum nicht zu schreien braucht, damit man ihn überhaupt hört oder sieht. Er muss sich um die eigene Geltung nicht sorgen, weil er sich als Knecht in Gottes Obhut weiß. Deshalb wird er auch nicht seinen eigenen Glauben zum Thema machen, sondern das Evangelium von der voraussetzungslosen Liebe Gottes. Das wird er leise tun, oft sogar ohne Worte. Er wird mehr hören und zuhören als reden. Er wird sein Gegenüber nicht als jemanden sehen, den man zu seinem Heil bekehren muss, sondern als einen, der Gottes geliebtes Geschöpf ist wie ich, der das aber vielleicht gar nicht weiß – so wie es ja auch mir immer wieder gesagt werden muss.

(3) Der Knecht Christi *wird das geknickte Rohr nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen*. Er wird stattdessen als Knecht auf seinen Herrn sehen, der auch ein geknicktes Rohr war und gelitten hat. Der Blick auf das Kreuz Jesu ist ein wirksames Mittel gegen religiösen und sonstigen Hochmut. Das ist gerade in der Mission von Bedeutung. Der

Knecht Christi weiß auch, wie schnell er selbst geknickt sein kann. Geknickt werden kann er schon durch die Lebensumstände seiner Herkunft und unversehens durch Schicksalsschläge, aber schnell auch durch eigene Schuld, weil er etwas getan hat, was er nicht hätte tun sollen, oder etwas unterlassen hat, was er hätte tun sollen. Die Selbstvorwürfe knicken am meisten. Der Knecht Christi wird das geknickte Rohr nicht zerbrechen, weil er selbst nicht ohne Knacks ist, und weil man ein geknicktes Rohr viel besser als durch Ratschläge dadurch stabilisiert, dass man es an ein anderes Rohr bindet. Dieses andere Rohr kann dann ruhig selbst geknickt sein. Es hält trotzdem.

(4) *In Treue trägt der Knecht Christi das Recht hinaus.* Er hat bei seinem Handeln Maßstäbe, die er nicht selbst gesetzt hat und an die er sich gebunden hält. Das sind zuallererst die elementaren Grundlagen des Rechts: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Und: „Vor dem Gesetz sind alle gleich.“ Vor dem Recht soll es keine Privilegien geben. Gerade weil kein Mensch dem anderen gleicht, jeder ein unverwechselbares Individuum mit seinen Eigenheiten und Bedürfnissen ist, soll keiner gleicher sein als der andere. Das ist das genaue Gegenteil des Rasenmäherprinzips. Es gilt auch vor Gott. „Es ist hier kein Unterschied; es ist über alle derselbe Herr, reich für alle, die ihn anrufen“ (Röm 10,12). Das Evangelium ist universal. Die Gleichheit vor Gott wird nicht als Strafgerechtigkeit definiert, sondern durch den Reichtum der Gnade. Diese Gleichheit verbindet. Aus ihr entsteht die Kirche. Diese Gleichheit ist auch der eigentliche Beweggrund und die Kraft der Mission. Wirksame Mission geschah in der Geschichte der Kirche nicht durch Belehrung, sondern indem Menschen als Gleichberechtigte zur Gemeinschaft der Heiligen hinzukamen. Dabei bringt jeder, der hinzukommt, sich selbst ein. Das verändert die Gruppe, und das müssen und können wir aushalten. Das müssen wir sogar wollen, denn darin zeigt sich der Reichtum der Gnade.

Die Folge ist, dass christliche Gemeinden überall eine je eigene Prägung haben. Das gilt schon innerhalb einer und derselben Landeskirche und einer und derselben Stadt, und es gilt weltweit, oder mit dem griechischen

Begriff: in der Ökumene. Das Christentum zeichnet sich aus durch Vielgestalt. Manche mögen diese Vielfalt verwirrend finden und sich fragen, wo denn unter diesen Bedingungen das Eigentliche, Verbindende bleibt. Sie sind dann froh, dass es wenigstens einen Papst gibt. Das Eigentliche zeigt sich in der Vielfalt. Kirchen, die aus der Mission anderer Kirchen hervorgegangen sind, sind von ihrer Mutterkirche oft bemerkenswert unterschieden. Wenn es für mich so etwas wie ein religiöses Erleben gibt, dann besonders in der Teilhabe an Gottesdiensten in anderen Konfessionen, in anderen Ländern und Erdteilen, in anderen Sprachen. Bei solcher Gelegenheit werde ich mir meiner eigenen Prägung bewusst, und zugleich erfahre ich, dass ich dazugehöre. Daraus folgt als praktische Aufgabe für die Kirche: „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch (Ps 24,7), dass die Menschen einziehen!“ Senkt die Schwelle, so gut ihr immer könnt.

(5) Und noch ein letzter Punkt: Auf der Weltmissionskonferenz 1952 wurde auf Vorschlag von Karl Hartenstein, dem Großvater unseres hiesigen Alttestamentlers, der Begriff „Missio Dei“ als Leitbegriff eingeführt, der seither die missionstheologische Theoriebildung bestimmt. Man erkannte: Die Mission ist kein Menschenwerk, auch kein Werk der Kirche. In ihr handelt Gott selbst und setzt seinen Heilswillen für alle Menschen durch. Wenn wir als seine Knechte uns an diesem Werk beteiligen, dann weil der Herr der Ernte uns berufen hat. *Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und halte dich bei der Hand.* Das muss nicht bedeuten, dass wir uns als „un-nütze Knechte“ (Lk 17,10) verstehen. Wir werden gebraucht. Aber die Verantwortung für den Erfolg liegt nicht bei uns. Und der Maßstab des Erfolgs ist nicht das Leistungsprinzip. „Dein Senfkorn, arm und klein, wächst ohne großen Schein doch zum Baume, weil du, Herr Christ, sein Hüter bist, dem es von Gott vertrauet ist“ (EG 256,5). Amen.